

Liebe Leserinnen und Leser,

Analysieren entlang des Übertragungs-Gegenübertragungs-Geschehens gehört zum Standard einer zeitgenössischen Psychoanalyse. So beginnt das erste Heft des 36. Jahrgangs mit zwei Texten, in denen die Gegenübertragung Thema ist. Die Ausweitung der psychoanalytischen Behandlungen auf Patienten mit nicht-neurotischen psychischen Strukturen hat dieses Konzept in den Fokus der Aufmerksamkeit gestellt. Es ist mittlerweile in psychoanalytischen Gesellschaften eine *conditio sine qua non* in jeder Supervision und jeder Fallvorstellung, nach der Gegenübertragung zu fragen. Kann man also die Gegenübertragung im Sinne von *Gabbard* (zum einen als projektive Identifizierung, zum andern als Gegenübertragungsinszenierung) als einen *common ground* betrachten? *Josef Ludin* (Berlin) geht in seinem sehr interessanten Aufsatz *Die Gegenübertragungsdebatte der 1950er-Jahre, ihr Ursprung und ihre Auswirkung auf die gegenwärtige Psychoanalyse* der Entwicklung des Konzepts der Gegenübertragung aus verschiedenen theoretischen Perspektiven nach und zeigt auf, wie es nach anfänglicher Ablehnung zu »einem der bekanntesten technischen Konzepte« der Psychoanalyse geworden ist. Parallel zu dieser Entwicklung habe sich auch das Ziel des psychoanalytischen Prozesses gewandelt, von der Aufdeckung unbewusster Triebkonflikte hin zu emotionalem Wachstum mit einer »Fokussierung auf die emotionale Erfahrung« als etwas an und für sich Wahrhaftem. Ging mit diesem Wandel nicht auch eine »Abkehr von einer inneren Ethik Freuds, von seiner gnadenlosen Feindschaft gegen Idealisierung, Illusion und Glauben einher?« Und verändert sich damit nicht auch die Technik der Deutung? Verstehen statt deuten? *Ludin* stellt kritische Fragen und bricht ganz klar eine Lanze für die Deutung als genuin analytischen Akt, die je persönlich »aus dem Stegreif »geschaffen« werden« muss und vom Analytiker eine gute Portion Geistesgegenwart erfordert, möchte ich hinzufügen, etwas, was heute vor lauter Konzentration auf das eigene emotionale Erleben oft nicht mehr gefragt zu sein scheint. Im nächsten Beitrag von *Eva Schmid-Gloor* (Zürich) geht es dann ganz explizit um die Gegenübertragung als technisches Instrument. *Manchmal braucht es ein drittes Ohr – über den Wert triangulierender Momente für die Bearbeitung der Gegenübertragung* handelt nicht von Reiks drittem Ohr, sondern von demjenigen einer Kollegengruppe der EPF-»Working Party on Psychosomatics«, bereitgestellt für die Schilderung »beklemmender Gegenübertragungsgefühle« aus einer schwierigen Analysesituation. Die dadurch ausgelösten Empfindungen bei einem der Zuhörer führen die Analytikerin zu einem neuen Verständnis ihrer Gegenübertragung »als Resonanz auf ein körperliches Grundgefühl des Patienten«, das mit einer Entspannung der analytischen Situation einherging und

es dem analytischen Paar erlaubte, »sinnvolle Verbindungen herzustellen«. Es geht um die Arbeit mit früh traumatisierten Patienten, und die Autorin beschäftigt die Frage der Unterscheidung von Nicht-Integration und Des-Integration von traumatischen psychischen Inhalten und deren Implikation für die Technik. Für die Psychosomatik betont sie die Relevanz eines »sprechenden Körpers« – sowohl des Patienten wie auch des Analytikers –, den es in der Übertragung-Gegenübertragung (manchmal eben mit Unterstützung Dritter) zu hören gilt.

Die beiden nächsten Autoren haben sich mit Freuds Schrift *Jenseits des Lustprinzips* (1920g) in je sehr persönlicher Art und Weise auseinandergesetzt. Der erste, indem er seinen Schwerpunkt auf die psychische Destruktion, die zweite, indem sie ihren auf die Hoffnung an die mobilisierenden Kräfte immer neuer Bindungen und Entbindungen in der Analyse legte. *Charles Mendes de Leon* (Zürich) geht in seinen Betrachtungen *Jenseits der Psychodynamik. Aspekte psychischer Destruktivität* davon aus, dass Freud mit seiner neuen Triebtheorie einen »pessimistischen Dualismus von Lebenstrieben und Todestrieben« einführt. Düster liest sich denn auch Mendes' Lektüre im Kontext der Nachwehen (oder wohl eher des Nachgrauens) der Massaker des Grossen Kriegs, des Verlusts wichtiger naher Menschen Freuds, der Angst um die eigene Gesundheit, Alter und Tod. Die Frage nach dem Bösen in der Welt wird aufgeworfen, unter Aufzählung aller üblen konstitutionellen Eigenschaften der menschlichen Natur, wie Freud dies auch in seiner Vorlesung zur Traumzensur tut, sowie die Frage nach dem Wandel Freuds zum Philosophen. Auch der Autor findet Zuflucht bei einem Philosophen, wenn er »vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht«. Wittgensteins »Die Welt ist alles, was der Fall ist« führt ihn in spannenden Assoziationen über Fallgeschichten, ungut ausgehende, das Fallen, den Sündenfall und schliesslich zu *Grunbergers* »Selbstmord des Melancholikers«, von da zu den Selbstmorden in und nach den Analysen, zu den Verstrickungen in den Übertragungsbeziehungen (gegenwärtig gut illustriert in der arte-Fernsehserie »In Therapie«) bis hin zum verhängnisvollen Zusammentreffen des »vom Tode bewohnten« Analytiker-Analysanden-Paares mit dem verhängnisvollem Ausgang »einer psychoanalytischen Langzeittherapie«. Mendes erörtert die Problematik der Destruktivität anhand klinischer und theoretischer Überlegungen und kommt über die kritische Edition des *Jenseits* von Ulrike May und Michael Schröter auf die zeitgenössische Theoriebildung. Freuds Spekulation zur Ausbeutung einer Idee »aus Neugierde, wohin dies führen wird«, bringt Mendes zum Schluss, dass der Todestrieb »ein Kind der naturphilosophischen Spekulation« ist, wohingegen der Destruktionstrieb eine Tatsache im psychischen Apparat »der gelebten klinischen Erfahrung« entsprungen und diese »auf den Begriff« gebracht hat.

Was bedeutet wohl die Auslagerung des Todestriebs in die Philosophie, möchte man fragen. Was geht dabei verloren?

Im nächsten Beitrag könnte man die eine oder andere Anregung zu diesen Fragen finden.

Die Neugierde am Spekulieren ist die Leitlinie, entlang derer sich *Mechtild Dahinden* (Bern) bei ihrer Freud-Lektüre bewegt: *Eine Reise mit Kopfstand*. Sie beginnt denn auch mit dem Schlusszitat von al-Hariri im *Jenseits*-Text von Freud: »Was man nicht erfliegen kann, muss man erhinken«. Dahinden, die sich gut auskennt in unwegsamem Gebiet und schnell wechselnden Wetterbedingungen, den Naturgewalten, in den Bergen, nimmt den Leser mit auf eine Expedition durch Freuds »unwegsamem« Text, hält immer wieder inne, wechselt die Perspektive, macht Umwege und entdeckt Neues, das sie auf weitere Ideen zu Freuds Text bringt. So wechselt sie auch vom Fussmarsch zur Collage im Sinne von William Kentridge (*In Verteidigung der weniger guten Idee*. Sigmund-Freud-Vorlesung, Wien, 2017), »eine Art Wahrheit [...] als Anerkennung dessen, dass wir der Welt Sinn abgewinnen, indem wir sie aus unterschiedlichen Fragmenten konstruieren« (S. 28). Dieser eindrückliche, mit vielen Preisen geehrte Künstler vergleicht das Atelier mit dem Analyseraum und bezeichnet beide in Anlehnung an Freud als »Tummelplatz«. Dahindens Text ist auch ein solcher Tummelplatz. Sie beschreibt Freuds »Umordnung« seines bisherigen metapsychologischen Materials und die daraus resultierende Öffnung für neue Fragen. Der forschende Freud wird sehr lebendig und mit ihm die forschende Leserin, die sich den Text, die Theoretisierung des Todestriebs, Schritt für Schritt über Umwege aneignet ohne Verleugnung der zerstörerischen Kräfte, aber auch ohne dass es düster würde. Zentral für diese Bewegung ist Freuds Einführung des Wiederholungszwangs über das Kinderspiel und die Träume der Kriegsneurotiker. Die Wiederholung als Versuch, eine Erregung, die das Ich immer wieder überflutet, psychisch zu binden, was bisher nicht möglich war, in der Hoffnung, dass da einmal jemand ist, der versteht und dabei helfen kann, ergänzt Dahinden. Sie lässt dabei die Fixierung an das Trauma und den Widerstand gegen die Heilung nicht unerwähnt, ebenso wenig das Risiko, welches das Sich-Einlassen auf einen andern, das Sich-in-Abhängigkeit-Begeben mit all den potenziellen Verletzungen, die das mit sich bringen kann, bedeutet. Die entbindende Funktion des Todestriebs wird in ihrer wichtigen Aufgabe im Auflösen von Besetzungen in der Entwicklung – Voraussetzung für Trennung und Trauer – gewürdigt. Dahinden propagiert eine forschende Haltung, in der Beobachtetes mit Erdachtem kombiniert wird, um so eine Theorie, eine Mythologie zu konstruieren, auch das in einem immerwährenden Spiel von neuen Bindungen und Entbindungen. Ein hoffnungsvoller, kein pessimistischer Dualismus! Psychoanalyse bleibt da lebendig, meint sie, wo es gelingt, mit unsern Analysanden »mit dem Unbekannten in Verbindung zu sein und immer neue Bilder und Repräsentationen zu finden«.

Und wie einem das gelingt, macht sie im Text vor.

Nach diesen Ausführungen zum Spiel der Triebe in all seinen Facetten denken *Johann Jung* und *René Roussillon* (beide Lyon) in ihrem Aufsatz *Die Identität und das »Übergangs-Double«* über die Subjektwerdung nach. Sie tun dies, ausgehend von den narzisstisch-identitären Leidenszuständen ihrer Patienten, anhand von Begriffen wie Identität, Alterität, Reflexivität und Double. Das Paradoxon des Doubles, gleichzeitig sich selbst und der andere zu sein, nimmt dabei einen ganz besonderen Stellenwert ein. Die Autoren zeigen den Weg auf, den ein Subjekt nehmen muss, um zu einer eigenen Identität, dem Bezug zu sich selbst, zur inneren Reflexivität zu gelangen. Dieser Parcours erfolgt über die Konstruktion eines Übergangs-Doubles, von dem aus sich die Identität im Übergangsraum entwickeln kann. So kann man »sich selbst begegnen und sich subjektiv begreifen, zunächst in einer einigenden Verbindung mit dem Objekt, dann in der reflexiven Verbindung zu sich selbst«. Die Autoren gehen der Frage des identitären und des subjektiven Entwicklungswegs im Double nach, beschreiben das animistische Double der *Botellas*, das sie mit neurowissenschaftlichen Arbeiten über Spiegelneuronen in Verbindung bringen, und postulieren zwei Zeitabschnitte in der Strukturierung des primären Narzissmus, einen narzisstisch-animistischen Prozess zur Sicherstellung der inneren psychischen Kontinuität und einen zweiten Prozess der objektalen Strömung, der eine erste Form der Alterität voraussetzt. Man muss sich das nicht als lineare, aufeinanderfolgende Prozesse vorstellen, sondern als Entwicklungsverlauf mit komplexen Verbindungen zwischen den verschiedenen Strömungen, ein Weg vom animistischen über das gefunden-kreierte bis zum zerstört-gefundenen Double. Es werden die nuancenreichen Bewegungen innerhalb der Antworten des Objekts beschrieben, wie sie zu einem Gelingen oder eben Scheitern der Errichtung eines Übergangsdoubles führen können, der dann in einem Mangel an Reflexivität bis hin zu einem Bruch der Verbindung zwischen innen und außen, im Erleben eines Identitätsverlusts resultiert. Das klinische Beispiel einer jungen Frau mit tief verstörenden Entfremdungserlebnissen zeigt auf, wie im identitären Leiden die innere Reflexivität beeinträchtigt ist, weil die Verbindung zum inneren Spiegel verloren gegangen ist, was dazu geführt hat, dass sie sich nicht mehr fühlen und als lebendig erleben kann. Immer wieder drohte ein Sturz ins Bodenlose, ins Nichts, wo sie nicht mehr wusste, wer sie ist, keinen eigenen Namen mehr hatte. Bei diesen für ein eigenes Identitätsgefühl notwendigen übergangsmässigen Besetzungen spielt auch die Fähigkeit zur Lockerung einmal getätigter Besetzungen, damit Neues entstehen kann, eine wichtige Rolle. Damit wären wir wieder bei der Aufgabe der entbindenden Kräfte des Todestriebes, die sich der Klebrigkeit der Libido erwehren. Die sehr reichhaltigen Überlegungen schliessen mit der interessanten Frage nach der Beziehung zwischen dem Double und der Symbolisierung, bei der das Symbol ebenfalls die Sache ist und nicht ist.

Einen weiteren Einblick in die Subjektwerdung erhalten wir von *Stefano Bolognini (Bologna)*, der sich in seinem Aufsatz Gedanken macht *Über das Selbstgefühl (Sul Senso di Sé)*. Er geht zuerst ganz grundsätzlich auf die historische Entwicklung des Konzepts des »Selbst« bei verschiedenen Theoretikern der Psychoanalyse ein, um sich dann dem Übergang des Konzepts der »Selbstrepräsentation« zu jenem des »Selbstgefühls« zuzuwenden. Er widmet sich den Sinneserfahrungen des Selbst mit sinnlich anschaulichen Beispielen aus der italienischen Küche und Anekdoten aus der Familie. Bolognini fragt sich, was das Wort Gefühl bedeutet in Zusammenhang mit Selbstgefühl und unterscheidet etliche wichtige Aspekte dieses inneren Seelenzustandes. Er lotet die Sphäre der primären Bedürfnisse aus, die für die Bildung und das Bestehen des Selbstgefühls relevant sind, und kommt dabei auf die Ursprünge des »Sich-Fühlens« zu sprechen. Das Zentrale und Wertvollste dieses Textes aber ist eine ausführliche Klinik, die wunderschön zeigt, wie Bolognini arbeitet, fühlt und denkt. Um sich fühlen zu können, muss man gefühlt worden sein. Darum geht es in diesem Beitrag.

Bemerkungen über ein vernachlässigtes Konzept aus Sigmund Freuds Aufsatz »Trauer und Melancholie«: die »melancholische Arbeit« von Friedrich-Wilhelm Eickhoff (Tübingen) fügt sich gut in die Reihe der vorherigen Arbeiten ein insofern, als mit der melancholischen Arbeit der Todestrieb erneut zum Zug kommt, die Gegenübertragung arg strapaziert wird und dem überschatteten Ich eine eigentliche, neue Subjektwerdung zusteht. Eickhoff moniert, dass das Konzept der melancholischen Arbeit zu Unrecht oft übersehen wird und will ihm mit seinem Text zu Beachtung verhelfen. Im Gegensatz zum Trauerprozess wird in der Melancholie die Szene durch den unbewussten Ambivalenzkonflikt beherrscht. Bei beiden Prozessen geht es um »einen langwierigen Prozess der Bindungslösung«. Eickhoff beschreibt melancholische Introjekte, die »einen unbarmherzigen Tyrannen, ein Schlachtfeld zerstörerischer Kräfte« beherbergen. Die destruktiven Kräfte sind am Werk bei der melancholischen Arbeit. Indem sie das Objekt erschlagen, kann die Bindung an ein frühes mütterliches Objekt gelockert werden. Die Wut muss sich austoben. Danach kann das Ich aus dem Schatten treten, den Platz an der Sonne einnehmen und das Objekt der Schattenwelt überlassen. Braucht es diese Arbeit nicht bei jedem Verlust? Wird sie nicht oft übersprungen, weil ungehörig? Sind für diese Auslassung, die Eickhoff beklagt, nicht auch therapeutische Ideale wie die Fähigkeit zu Trauer und Wiedergutmachung, die edlere Art des Umgangs mit Verlust, verantwortlich?

Die erste »Haut auf der Milch« im neuen Jahrgang ist insofern eine besondere, als sie zeitgerecht vor dem 80. Kongress der französisch sprechenden Psychoanalytiker (CPLF, »Espace psychique, lieux, inscriptions« – »Psychischer Raum, Orte, Einschreibungen«, 2021), auf den sie sich bezieht, erscheint. Über dem (ursprünglichen) Kongressort, Jerusalem, liegt der Schatten des israelisch-

palästinensischen Konflikts, ob man es wahrhaben will oder nicht. *Andreas Saurer* (Genf) wirft, nach einem Vorspiel mit den Organisatoren des Kongresses, die Frage nach den soziopolitischen Einflüssen auf unser Arbeiten und Theoretisieren als Psychoanalytiker auf und stellt uns seine Überlegungen dazu in seinem Text »*Wir sind noch immer nicht zu Hause*« oder »*Das Gewicht der Aussenwelt*« zur Diskussion. Ausgehend von Freud, der sich bekanntlich auch mit der Wechselwirkung zwischen Subjekt und Aussenwelt befasst hat, führt Saurer den Begriff der »sozialen Garanten« von *René Kaës* ein, Garanten eines kulturellen Raums, die das Gemeinschaftsleben strukturieren und überhaupt ermöglichen. Weiter befasst er sich mit der Latenz offenkundiger und verborgener Darstellung der Aussenwelt und fordert uns auf, über das Gefühl, keine Heimat und keine Grenzen zu haben, psychoanalytisch nachzudenken. In diesem Zusammenhang verweist er auf den Begriff der »Hyperkomplexität« von *Edgar Morin*, der eine Dynamik von Unordnung, Zufall, Ungewissheit, Unvorhersagbarkeit und Unentscheidbarkeit beinhaltet und der beim Nachdenken sowohl über das individuelle psychische Funktionieren wie auch das ideologische Umfeld und die Geschichte der Völker grosse Relevanz hat.

Dieses dichte Heft beschliessen wir mit zwei Buchbesprechungen, einmal von *Manuel Horlacher* (Basel) über *Sebastian Leikert, Das sinnliche Selbst – Körpergedächtnis in der psychoanalytischen Behandlungstechnik*, ein Buch, das nochmals auf ganz andere Weise das Thema unseres Hefts aufnimmt, und zum andern von *Martina Feurer* (Freiburg) über *Georg Augusta, Unter uns hiess er der Rattenmann. Die Lebensgeschichte des Sigmund-Freud-Patienten Ernst Lanzer*, die Geschichte eines beeindruckenden jungen Mannes mit einer erfolgreichen Analyse, der allerdings sein Leben viel zu früh im Grossen Krieg verlor, dem Krieg, der als »bruit de fond« die Entstehung des *Jenseits* begleitet hat, einer Schrift, die mit Morins Begriff der »Hyperkomplexität« im Kopf vielleicht noch einmal anders gelesen werden könnte.

Bern, im März 2021

Elisabeth Aebi Schneider